

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

87] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuter.

Die moabitische Frage wurde als abgeschlossen betrachtet. Einige Museen zogen ihre Sammlungsaufträge zurück, andere ließen sie bestehen. Eine wissenschaftliche Zeitschrift bat Herrn Jamain, seine Mitarbeiterschaft aufzugeben. Dagegen betraute eine geographische Gesellschaft den Gelehrten zum Zeichen ihrer Hochachtung mit einer Mission in Palästina.

Aber Elias war tief getroffen. Als er in sein altes verlassenes Viertel, in sein nun wieder friedliches Obergemach zurückgekehrt war, schloß er sich wie in einem Turm vom Leben ab. Er interessierte sich für kein Geräusch der Außenwelt mehr, antwortete weder auf Angriffe, noch auf anerkennende Zuschriften und überließ seine Seele ganz der Trauer, die durch die offene Tür von der Via dolorosa zu ihm heraufstieg.

Vierter Teil.

Der Dezember rückte heran.

Schon seit dem Herbst meilte Ziona bei den Nonnen zum heiligen Herzen Jesu in Beirut. Cécilie hatte nicht gewagt, sich dieser Entscheidung ihres Gatten zu widersetzen, dessen resigniertes Gesicht und trauriges Schweigen ihr allmählich Furcht einflößten.

In dem großen sarazenischen Hause hatte alle Betätigung christlicher Nächstenliebe aufgehört, und seitdem der Pastor nicht mehr hinkam, irrte Cécilie darin verstört und seufzend und mit vorwurfsvollen Blicken umher.

Daher reiste sie denn auch am ersten Adventssonntage unter dem Vorwande, sich würdig auf die Geburt unseres Heilandes vorbereiten zu wollen, zu Fischers nach Bethlehem. Ohne Baum, ohne Kerzen und ohne Gesang hätte sie sich weder ein Weihnachtsfest vorstellen, noch das „kindliche Herz“ stärken können, von dem der heilige Petrus spricht, und das zu der Zeit, da Gott selbst in Gestalt eines Kindes einst von seinem Himmel herabstieg, in jedem guten Christen schlagen sollte.

Cécilie hatte eine große blaue Schürze umgebunden und saß vor einem Tisch, auf dem in einem mit roter Erde gefüllten Eimer eine kleine, verkrüppelte Ceder stand, die Herr Fischer und seine Waisen in Ermangelung einer Tanne aus dem Hochwald geholt hatten.

Sie vergoldete Nüsse und versilberte Orangen; zuerst tauchte sie dieselben in Eiweiß, rollte sie dann über die Metallblättchen und betupfte sie endlich vorsichtig mit einer Ecke ihres Taschentuchs. Gold und Silber blieben an ihren schlanken Fingern kleben. Einige Cedernnadeln waren in ihren blonden Haaren hängen geblieben und sie sah so jung und unbekümmert aus wie zu der Zeit, da sie in der Passionsblumenlaube Dornenkronen flocht.

Neben ihr schnitt Pastor Born, der ebenfalls „wieder zum Kinde geworden“ war, Papiersterne aus und klebte Pappfähnchen an kleine Holzstäbe.

Manchmal berührten sich ihre Ellbogen, dann rückten sie lächelnd auseinander und setzten ihre Arbeit fort.

„Ich habe keine Orangen mehr, nun will ich mich etwas ausruhen!“ rief Cécilie plötzlich. „Ach, wie schön riecht es nach Weihnachten und dem Schwarzwald! Mir ist's, als wäre ich plötzlich wieder in unser Pfarrhaus versetzt!“

Entzückt atmete sie die Wohlgerüche des Zimmers ein.

„Das macht mein Sonigtuchen, Töchterchen,“ antwortete Frau Fischer, die glühend und außer Atem mit einem großen Holzlöffel emsig eine braune Masse rührte.

„Uebrigens kann ich auch nicht mehr, so ist er gut. Wenn Ihr Eure Glückwünsche in den Pfefferkuchen hineinrühren wollt, Kinder, so ist's jetzt die höchste Zeit. Rühre Du zuerst, Cécilie!“

Frau Jamain errötete leicht, rührte den Teig und reichte den Löffel dann ihrem Nachbar. Dabei berührten sich ihre Finger einen Augenblick; ein Schauern rann durch ihre Adern.

„Oho, Ihr Dudmäuser, Ihr müht uns nun auch den Gegenstand Eurer Wünsche verraten,“ rief Herr Fischer von einer Leiter herab, auf der er sich abmühte, einen abschreckend häßlichen Engel an der Baumspitze im Gleichgewicht zu befestigen.

„Nie im Leben! Das würde der Sache ja den ganzen Reiz benehmen!“ erklärte Amalie. „Ich werde nun meinen Kuchen und Eure Wünsche backen gehen. Bald werden die Waisen kommen; die werden sich freuen!“

„Na, ob die sich freuen werden! . . . Aber poktausend! Was macht der Schelm von Engel mir bloß für Mühe! Keine Möglichkeit, ihn gerade zu bekommen! Die Beine nach oben und die Flügel nach unten; ist das wohl eine passende Stellung für einen himmlischen Boten!“ — und Herr Fischer brach in sein lautes joviales Lachen aus. — Im vorigen Jahr half Ziona mir; die ist behende wie ein Affe. — Arme Kleine, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich muß heute fortwährend an sie denken. Ich möchte wohl wissen, ob sie sich gefreut hat, als sie unser Küstchen erhielt. Hat sie wenigstens an Dich geschrieben, Cécilie?“

„Meine Tochter schreibt nie an mich, sie schreibt nur an ihren Vater; beide haben so viel Geheimnisse miteinander, daß er mir nicht immer ihre Briefe zeigt. Aengstigen Sie sich nicht Dunkel, sie denkt kaum an uns.“

„Nein, aber solch ein Engel, der hat ja den Teufel im Leibe!“

Bei einer ungeschickten Bewegung riß Herr Fischer die lange Kette aus Goldpapier herab, so daß sie auf Céciliens und des Pastors Schultern fiel.

„Rührt Euch nicht! Kinder, um Gottes Willen, rührt Euch nicht! Ihr zerreißt mir sonst meine Kette . . . sieh doch bloß, Malchen, wie hübsch sie aussehen; wenn man sie so sieht, möchte man da nicht sagen, sie seien wie für einander geschaffen? Ach, Kinder, wenn ich denke, wie glücklich wir alle zusammen an diesem schönen Weihnachtstage hätten sein können! Aber nun ist mir die ganze Freude vergällt. Mir liegt etwas so schwer auf dem Herzen, als hätte ich alle Steinpflaster meiner Frau aufgeessen . . . Sieh, Cécilie, ich weiß nicht, sollst Du ihn verlassen, oder sollst Du bleiben; . . . man wirft ihm viel vor und dabei ist er doch eigentlich kein schlechter Mensch. Und geliebt hat er Dich . . . das kannst Du nicht leugnen, o ja, sehr geliebt, ich erinnere mich noch, als ich Euch eines Tages überraschte . . .“

„Aber Fischer, sei doch still, sonst geht es Dir noch wie Deinem Engel,“ rief Amalie, ihm mit dem Holzlöffel einen Klaps auf die Waden versendend. „Du weißt doch, die Wege des Herrn sind unerforschlich, und es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

„Ja, Du hast recht. Wir wollen uns beeilen, sonst werden die Waisen ungeduldig!“

Der Missionar stieg von seiner Leiter herab. Als Cécilie sich bückte, um eine unter den Tisch gerollte Nuß aufzuheben, war die Kette aus Glanzpapier zerrissen und nun schleiften ihre beiden Enden auf der Erde, ohne sich wieder vereinigen zu können.

„Wie schwül es ist,“ sagte Herr Born.

Er ging und öffnete ein Fenster.

„Ja, es ist drückend, ich habe Kopfschmerzen und etwas Fieber, glaube ich . . .“ antwortete Frau Jamain und strich mit der Hand über die Stirn.

„Das hat nicht viel zu sagen, Kleine; ich werde Dir gleich einen Löffel Chinin geben.“

Und Herr Fischer klopfte ihr die Wangen.

Als der Pastor sich wieder auf seinen Stuhl setzte, hatte der Weihnachtsduft sich durch die Fenster verzogen und Cécilie wischte sich mit einer Ecke ihrer blauen Schürze das Gold von den Fingern ab.

2.

Da die Einsamkeit des Hauses an diesem Weihnachtsabend zu sehr auf Elias lastete, begab er sich zu seinen Freunden nach der Tankredia.

Die Nacht war schön und lau, und der Himmel so übersät mit Sternen, daß die ganze Luft wie mit flüssigem Sternenschimmer geschwängert zu sein schien.

Er warf sich auf ein Feldbett in der Küstammer.

Wanzerhemden hingen an den Pfeilern, Schilde bedeckten die Wände, und durch die Spitzbogen der geöffneten Fenster floß magisches Licht auf die schwarzen, mit weißen Malteserkreuzen ausgelegten Marmorfliesen.

Bei diesem hellen Sternenlicht pußte Graf Zblin eine Rüstung seiner Vorfahren, während der Doktor d'Amenjeu unbeweglich und schemenhaft auf seinem Divan ausgestreckt lag und aus den grünlichen Rauchwolken seiner Sakschischpfeife Bergessenheit sog.

Elias gegenüber hob sich in weiter Ferne von einem silbernen Hintergrunde Jerusalem, bleich und nebelhaft, wie ein Bild aus einem alten Meßbuche, ab.

Draußen belebte sich die Straße nach Bethlehem, die am Fuße der Wassergräben vorüberführte, mit zunehmendem Rärm. Deutlich unterschied man das Trappeln der Pilger und den militärischen Schritt der türkischen Soldaten. Das Rascheln der Rosenkränze mischte sich in das Klirren der Bajonette, und zwischen den Kommandos der Aghas ertönten laut die Befehle des Anführers einer Prozession.

Mit dem bitteren, herben Duft der Weihrauchsäuffer stiegen auch die liturgischen Gesänge empor und drangen in den Saal.

Bitterkeit drang auch in Elias' Herz.

„Nicht die reine Ironie? Sie singen von Frieden und werden von mohammedanischen Kriegerern begleitet, damit sie sich nicht im Namen Christi gegenseitig den Hals abschneiden! Ach! Christus! Christus! Wie wird doch Dein göttlicher Geist mißverstanden und noch dazu hier, an der Stätte Deiner Geburt und Deines Leidens! Und doch haben an einem solchen Abend die Engel den Hirten, die dort unten auf jener Ebene ihre Herzen hüteten, verkündet, daß des Himmels Herrlichkeit zur Erde herabgestiegen sei. . . Seit jenem Tage mögen die Religionen sich vielleicht verändert haben, die Herzen aber sind noch dieselben geblieben. Für das Wort „Religion“ kann man ebenso gut die Worte „Haß“ und „Unduldsamkeit“ setzen; wie einst an den Altären Jehovas oder Baals, ertwürgt man sich auch heute noch in Gedanken gegenseitig, und mit einem Bibelspruch trifft man Euch sicherer als mit einem Todesurteil. Ach, wann wird die glückliche Zeit kommen, da die wahre Religion darin besteht, keine zu haben oder vielmehr sie alle zu verehren, die in einem einzigen großen Gedanken: die Güte, und in einer einzigen Lehre: die Liebe, gipfeln.“

„Und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind,“ schmetterte die kreischende Stimme eines Solosängers.

„Auch ich war ein Mensch guten Willens,“ seufzte Elias. „Ich habe gewollt, was ich für gut und wahr hielt; dennoch habe ich den Frieden nicht gefunden. Die einen bemitleiden mich, die anderen lassen mich ihre Verachtung fühlen; meine Frau verleugnet mich, von meiner Tochter habe ich mich trennen müssen und selbst in meiner Arbeit finde ich keinen Trost mehr.“

Bohemund ließ seine Rüstung fallen, daß die Stahlschuppen rasselten, stand auf und durchmaß das Zimmer mit langen Schritten. Mählich blieb er vor Elias stehen und betrachtete dieses vom Sternenlicht beschienene, schmerzverzogene, blasse, durchsichtige Antlitz, das einer Malbasterurne gleich, in der sich alles menschliche Leid angehäuft hatte.

„Ach, mein armer Freund, man hat Sie gekreuzigt! All diese Pharisäer, Schriftgelehrten und Zöllner haben sich vereinigt, um Sie zu kreuzigen. Welch ein Judas ist dieser Slamin, und welch ein Pilatus dieser Pastor! Ach! Daß wir nicht mehr in der Zeit des Rittertums leben! Ich hätte Sie aus ihren Händen befreit und jene an die Pfeiler meiner Rüstkammer genagelt. Aber wo findet man jetzt solche tapferen edelmütigen Paladine, solche fränkischen Ritter, solche Rächer des Unrechts und Beschützer der Schwachen, wie sie einst hierher kamen, um für eine Idee zu sterben?“

Schweigend ging er wieder auf und ab.

Draußen waren Truppen und Prozessionen vorbeigezogen, und man hörte nur noch einige Nachzügler schlürfenden Schrittes nachhinken.

Der herbe Myrrhenduft schwebte noch in der Luft. Der Ritter trat ans offene Fenster, lehnte sich in die spitzbogige Nische und betrachtete die Stadt der Legenden, die durch die Abendluft herüberleuchtete.

„Oh Jerusalem! Jerusalem! Du tötest wirklich Deine Propheten und steinigst, die zu Dir gesandt sind!“

Dann fuhr Bohemund wie im Selbstgespräch fort:

„Wir alle kommen her, um Jerusalem zu erobern und

Jerusalem erobert uns! Und selbst wenn wir uns befreien könnten, wollen wir es nicht mehr. Was hat es denn, daß es uns so festhält? Was hat es denn, daß es uns so bezaubert? Ist es die Klarheit seiner Nächte oder seine melodische Stille? Oder sind es nicht vielmehr alle die Leiden, aus denen es erstanden ist, alle die Hirngespinnste, die von ihm aufsteigen und unsere armen Köpfe benebeln?“

„Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel, alles außer dem Rauch,“ warf der Doktor mit seiner verträumten Stimme brockenweise ein, während er sich eine neue Pfeife stopfte.

Der Graf nahm seinen Gang wieder auf.

„Ja, auch ich fange manchmal an, zu glauben, daß alles eitel ist und Rauch. Zeitweise steigt auch in mir die Ahnung auf, daß ich nicht der Auserwählte bin und und daß mein Eroberungstraum mit mir erlöschen wird. Aber wenigstens werden wir beide, mein Traum und ich, hoch aufgerichtet, in die Falten unseres Rittermantels gehüllt und auf unser Kreuzschwert gestützt, im Angesichte Zions sterben. Bis dahin jedoch gebe ich meine Hoffnung nicht auf, und mein Schloß sollen sie nicht haben. Denn wissen Sie schon, Elias, gestern sind sie gekommen und heute wieder, eine ganze Schar in Frack und Zylinder, Bankiers, Architekten, Ingenieure, was weiß ich? . . . Auch Ihr Bucherer mit dem Jehovaauge und Ihr Sklaven- und Gewürzhändler waren dabei. Sie wollen eine Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem bauen, und ich bin ihnen im Wege. Ein Teil der Ebene von Bethlehem und des Terebintentales gehört mir. Das ist meine Domäne. Es ist das Land, das meine Vorfahren mit ihrem Blute bezahlt haben, und das wollen mir diese Geier und Krähen mit ihrem feilen Gelde abkaufen. . . Können Ihr Euch so etwas denken, Freunde? Aus meinem Schloß wollen sie einen Bahnhof machen und aus meinem Ritteraal vielleicht einen Wartesaal. An Stelle meiner Malteserstandarte errichten sie Signalstangen; und dort unten auf dem Tempelhofe bauen sie später eine Gasanstalt oder irgend ein römisch-griechisch-lutherisches Kasino! Ich habe ihnen antworten lassen, das blutige Kreuz und die eiserne Krone in meinem Wappenschild bedürfen keiner Vergoldung. Sie werden also ihre Schienen über die Berge von Judäa legen müssen, was die doppelte Zeit in Anspruch nimmt. Auf diese Weise habe ich Jerusalem wenigstens noch auf zwei Jahre vor der Gefahr der Zivillisation bewahrt. Und dann werden wir ja sehen. . . eher will ich ihre Waggonn in die Luft sprengen, als zugeben, daß der Pfiff der Lokomotive Zions erhabene Ruhe störe.“

Das Rasseln einer Reihe vorbeifahrender Wagen unterbrach den Grafen. Eine Staubwolke erhob sich bis über die Wälle, Reitschen knallten und Bruchstücke lutherischer Gesänge klangen abgerissen durch die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

ba. San Francisco. Keine Stadt in den Vereinigten Staaten ist von so viel Romantik umwoben, wie San Francisco, die Stadt am Goldenen Tor. Im Jahre 1776 noch eine stille Mission, von Franziskanermönchen gegründet, die sich der Befehlung der Indianer mit großem Eifer widmeten, war die kleine Niederlassung länger als ein halbes Jahrhundert ein weltberühmter Ort. Die Entdeckung von Gold in Kalifornien war es, die San Francisco mit einem Schlage zu einem weltberühmten „Wallfahrtsort“ machte. 1848 brach das Goldfieber zuerst aus, um bald eine gewaltige Stärke zu entfalten, und Abenteurer aus aller Herren Länder zogen nach San Francisco, von den Goldgräbern kurz „Old Frisco“ genannt. Sie kamen gern nach Frisco, die Goldgräber, denn hier fanden sie reiche Gelegenheiten, sich für die leicht erworbenen Schätze Vergnügen jeder Art zu verschaffen; da gab es Ringeltangel, hübsche Mädchen, Wirtschaften und Tanzkneipen in Menge. Bezahlt wurde nur mit Gold oder Goldstaub. Jeder Kaufmann und jeder Wirt hatte eine Goldwaage, um die Bezahlung abzuwiegen, und die Geschäftsleute von Frisco wurden reich dabei. Was damals für Preise gezahlt wurden, davon findet man noch hier und da ein Zeugnis. Da liegt z. B. in einem Restaurant eine Speisefarte aus der Goldgräberzeit als Kuriosum aus, auf welcher eine Suppe, die heute 10 Cent kostet, mit einem Dollar verzeichnet steht und ein Braten mit etwa fünf Dollar. Man zahlte gern, weil man es dazu hatte; man nahm das Leben gern leicht in San Francisco und macht es heute noch so, wenn es nur irgend geht. Wer aus Chicago, New York oder St. Louis nach San Francisco kommt, dem fällt es sofort auf, daß die Leute in der Market, Kearny oder Montgomery Street, was die großen Geschäftsstraßen sind, nicht so ernst und ungestüm haften und drängen wie in den großen Städten der östlichen Staaten, daß sie sich mehr Zeit lassen, daß sie heiterer in die Welt blicken,

und wer mit ihnen in nähere Berührung tritt, merkt bald, daß sie auch etwas freier urteilen und toleranter sind, als die in New York oder Chicago. Es ist wohl möglich, daß das herrliche immerwährende Frühlingsklima einen etwas veredelnden Einfluß auf den Volksscharakter ausübt. Und wie stolz der San Franciscoer auf das kalifornische Klima ist! Hört er von den grimmen Blizzards, von den furchtbaren Tornados in den östlichen Staaten des Landes, von großer Hitze und schrecklicher Kälte, dann fließt er über von Lob auf das geliebte Kalifornien. Sogar ein Gewitter ist eine große Seltenheit in San Francisco, und wenn es kommt, tritt es nur sehr schwach auf; ebenso selten ist ein Hagelsturm.

und Sacramento die Hauptstadt des Staates, treten vollständig zurück, wo San Francisco genannt wird. Nicht aus Pflichtgefühl allein, sondern auch aus einer wirklichen herzlichen Zuneigung zum lieben Frisco wird man in den ganzen Vereinigten Staaten zu jeder Hülfe für die bedrängte Stadt bereit sein. —

Aber die Erdbeben! Ja, die Erdbeben hören überhaupt in San Francisco niemals recht auf, wenn man auch nur von Zeit zu Zeit etwas davon spürt. Alle paar Monate einige kleine Erdstöße, daran wird man in San Francisco bald gewöhnt. Man spricht nicht gern davon, aber jedesmal zuckt ein gewaltiger Schrecken durch die Stadt; man fühlt: es ist nur das Werk eines Augenblicks und alle Herrlichkeit der Welt ist begraben. Für den Fremden in der Stadt ist es ein furchtbarer Augenblick, wenn die Erde unter seinen Füßen bebt, oder er im zehnten Stockwerk eines Hotels durch einige Stöße, kaum merkbar und doch schwindelerregend, aus dem Schlafe geschreckt wird. Der Einheimische scheint sogar sorglos und lacht den Schreckhaften aus, aber seine Sorglosigkeit ist oftmals nur erkünstelt. In den sechziger Jahren hatte San Francisco schon einmal ein größeres, verheerendes Erdbeben, aber damals gab es in San Francisco noch nicht so viel zu zerstören. Man wohnte überall auf freien Plätzen und in kleinen Häusern. Heute haben wir eine moderne Riesenstadt von 400 000 Einwohnern, die Handelsmetropole am Pacific Ocean, mit großen Fabriken, Hotels und industriellen Unternehmungen aller Art. Wenn da die Erde bebt, wenn die großen stolzen Bauten einstürzen, wenn die Wogen des Ozeans heranrollen und die Stadt überströmen, wenn überall Feuersbrünste ausbrechen, so ist das Unglück entsetzlich groß. Und es trifft natürlich die Armen, die nicht so breit und behaglich wohnen, am schwersten. Mancher hat sich schon gewundert, daß bei Erdbeben in San Francisco immer im Chinesenviertel viel Unglück passiert. Das ist leicht erklärlich; das Chinesenviertel liegt im Zentrum der Stadt, wo der Raum kostbar ist und daher die Chinesen sich nicht ausbreiten können. In den Häusern im Chinesenviertel wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen, und wenn da ein Haus einstürzt, so sind natürlich viele Menschen verloren. Wehlich eng ist es in dem lateinischen Viertel, wo Italiener, Spanier und Franzosen in Massen beieinander haufen. Nirgends ist das internationale Völkergemisch so groß wie in San Francisco; auch die Deutschen sind zahlreich vertreten. Die Wohnhäuser der Stadt sind meist aus Holz gebaut, aber auch manches große Gebäude aus Eisen und Stein ist im Laufe der letzten Jahre gebaut worden, Geschäftsgebäude, Hotels, Zeitungsbauten. Wo sich Kearny, Market und Dritte Straße treffen, steht ein Prachtbau von nahezu 100 Metern Höhe, das „Call Building“ (Zeitung „The Call“). Gegenüber stehen zwei andere große Zeitungsbauten, „Examiner“ und „Chronicle Building“. Die Paläste der Reichen, auch meist schwere Steinbauten, sind auf dem Nob Hill gebaut, einem Hügel, der vom Chinesenviertel aus aufsteigt. Diese Gebäude, ein Prachtbau neben dem anderen, gelten als ziemlich sicher selbst gegen Erdbeben, denn sie sind schon in der Anlage darauf berechnet, einen Stoß auszuhalten. Gerade in den letzten zehn Jahren hat man außerordentlichen Anstrengungen gemacht, San Francisco auszubauen, zu verschönern und auch in Handel und Industrie bedeutend zu heben. Große Kapitalien sind in San Francisco angelegt worden, und die Stadt entwickelte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit; diese Entwicklung wird wahrscheinlich durch die jüngste Katastrophe auf Jahrzehnte hinaus gehemmt werden. Manchmal sind amerikanische Städte durch schwere Prüfungen zu desto größerer Blüte gelangt, wie z. B. Chicago, das erst nach der großen Feuersbrunst von 1871, welche die ganze Stadt zerstörte, anfang zu wachsen und zur Bedeutung zu gelangen. Gegenüber großen Schwierigkeiten entwickelt der Yankee oft eine bewundernswerte Energie. Alle, die jemals San Francisco kennen gelernt haben, werden dies in erster Linie für die unglückliche Stadt wünschen, denn man lernt Old Frisco lieben, wenn man es kennen lernt. Es ist eine herrliche Stadt, wunderschön gelegen am Ozeanstrande, an der Bai und am Goldenen Tor, auf allen drei Seiten von Wasser umgeben, auf Hügeln gebaut, die überall einen weiten Fernblick gestatten. Welch eine Lust, über die Bai zu fahren nach Sausalito, einem reizenden kleinen Ort am Bergeshang, oder hinüber nach Oakland, einer aufblühenden Nachbarstadt. Wie schön läßt es sich lustwandeln im Golden Gate Park, der dem weißen Meeresande erst seit 80 Jahren abgerungen worden ist, und des Sonntags gehts zum Konzert, frei für jedermann, unter grünen Bäumen. Wie belebt ist der Meeresstrand an warmen Sommerabenden! Für einen Nidel ist der Strand aus allen Stadtgegenden zu erreichen; da können auch die armen Leute des abends und Sonntags ins Seebad gehen. Es ist nicht zu verwundern, daß die San Franciscoer mit einer gewissen Färllichkeit an „Old Frisco“ hängen, die den gewöhnlichen Lokalpatriotismus weit übersteigt. In den ganzen Vereinigten Staaten genießt San Francisco einen ausgezeichneten Ruf; man schätzt die Gastfreundschaft der Stadt und behauptet, daß es nirgends so schöne Frauen wie in San Francisco gäbe. Andere Städte in Kalifornien wie Los Angeles

kh. Eine Idylle von der Süfee. Der Orkan, der im Februar Tahiti und die Taumotu-Inseln heimgesucht hat, lenkt wieder die Aufmerksamkeit auf diese malerische Inselwelt und das fröhliche, kindliche Volk, das die Gesellschaftsinseln bewohnt. Die Tahitianer sind große, stattliche Menschen mit schönen Figuren und ammutiger Haltung. Sie sind nicht viel dunkler als etwa die Spanier, haben schwarze ausdrucksvolle Augen und schwarzes, weiches, wolliges Haar. Die alten, aus Fasern von der Rinde des Brotbaumes hergestellten Gewänder tragen sie freilich nur noch an Festtagen, aber noch heute haben Frauen und Männer ihre Vorliebe für Kränze und Blumenschmuck bewahrt. Im Gegensatz zu allen anderen Südseeinsulanern tragen die Tahitianer Hüte, die zum Teil sehr kunstfertig gearbeitet sind. Die meisten Männer sind mit dem kurzen, losen, unterrodartigen „pareu“ in möglichst leuchtenden Farben bekleidet, während viele Frauen lange, lose herabfallende Gewänder tragen. Ihr höchstes Entzücken aber bilden die geschickt gearbeiteten kleinen Kränze aus Muscheln, und der schönste Schmuck für eine Schöne von Tahiti ist der „reiva reiva“, ein Büschel Bänder, die wie getrebt aussehen, aber aus den Häuten, die die jungen Kokosnussblätter bedecken, gemacht sind. Da sie das Herz des Baumes bilden, und wieder infolge ihrer Entfernung abstirbt, ist der Schmuck teuer und wird auch entsprechend geschätzt. Ansprechende Bilder von einem Besuch auf diesen fernen Inseln zeichnet die amerikanische Schriftstellerin Emma Shaw Coleleugh. „Am Abend meiner Ankunft in der Hauptstadt Tapeete“, so erzählt sie, „füllten sich die Straßen, als die französische Kapelle so spielen begonnen hatte, schnell mit einer Menge, die bunt durcheinander wirbelte, wie die Bilder in einem Kaleidoskop; fröhlich lachende Tahitianer, Gendarmen, englische Beamten, französische Matrosen und Offiziere und Chinesen mit langen Zöpfen, sie alle eilten zu dem Platz vor dem Regierungsgebäude. Dort bildete sich ein dichter Kreis um das Orchester, die Musik spielte einen raschen Tanz, und sofort drehte sich eine lachende, heitere Menge in dem Kreise. Eingeborene Jünglinge, als Mädchen verkleidet, stolzierten aufgeputzt umher, ein Gendarm umfaßte eine Tänzerin, ließ sie dann fahren oder ließ sie sich von einem Tahitianer entführen, packte eine andere und drehte sie wie wild im Kreise herum. Andere saßen sich an den Händen und zogen zu Vieren umher. Es war, als wären alle verzaubert, und eine Stunde lang war der vom Gabelschein erhellt Platz mit Leuten gefüllt, die wie besessen umhertanzten und wenn sie ermüdet waren am Wege niedersielen, um neuen Tänzer Platz zu machen. Plötzlich hörte die Musik auf, die Musiker verjähwanden, die Menge zerstreute sich, die Wuden wurden entfernt, und der große Platz lag einsam und verlassen da. . . . Während meines einmonatlichen Aufenthalts in Tahiti wanderte ich durch die Bergtäler und lauschte den Erzählungen von seltsamen alten Gebräuchen. Da hörte ich auch, daß nach einem Stammesgesch die Schädel großer Häuptlinge im Geheimen aufbewahrt werden. Gleich nach dem Tode wurden die Köpfe abgeschlagen, damit sie den Feinden nicht in die Hände fielen, denn der Kopf war heilig; wenn ein Sklave zufällig den Kopf eines Häuptlings berührte, war er dem Tode verfallen. Ein alter Mann bei Tapeete, dessen Familie seit unendlichen Zeiten diese kostbaren Reliquien sorgsam hütete, besuchte einmal im Jahre den geheimnisvollen Aufbewahrungsort. Nach Einbruch der Dunkelheit, damit niemand etwas davon erfuhr, wanderte der gebrechliche Greis in die Berge, verbrachte dort die Nacht in Beschwörungen, und unmittelbar nach Sonnenaufgang rief er jeden Schädel langsam und sorgfältig mit Kokosnussöl ein. Dann lehrte er in sein Dorf zurück, noch ehe die Bewohner wach waren. Niemand weiß, wo sich die Höhle mit den geheiligten Schädeln befindet, und die uralte Sitte wird mit dem Greise aussterben, denn da sein Sohn „nicht würdig“ ist, wird er ihn weder in den Beschwörungsformeln unterweisen, noch ihm den Ort verraten. . . . Die aus senkrechten Bambusstäben gebauten und mit Rohr bedeckten Hütten erinnern an überwachene Vogellästige. Die Tahitianer verdienen durchaus den Ruf des „reinlichsten Volkes der Welt“. Die Frauen haben außer dem Hüteslechten wenig zu tun, da meistens die Männer die sehr schmackhaften Speisen zubereiten. Dagegen werden die Frauen, die zu reichlich Orangenrum genossen haben, zum Strafenstreben verurteilt, und so kann man denn Notizen von 15—20 Frauen, von silberhaarigen Matronen bis zu lachenden jungen Mädchen, jeden Morgen die Straßen sehen. Tagsüber dürfen sie zu Hause weilen; den Schmerz über die Strafe suchen sie sich dadurch zu mildern, daß sie mit den Vorübergehenden flirten. . . . Sehr interessant ist der Markt, besonders am Sonntag. Von allen Seiten strömen die Eingeborenen vor Tagesanbruch der Stadt zu. Der Markt wird bereits eröffnet, wenn die Sterne noch am Himmel stehen. Da kommen die Eingeborenen mit verschiedenen Lebensmitteln beladen herbei, unter dem Arm tragen sie eine Matte, in der Hand eine brennende Fadel. Einer bringt Hen oder Gras in großen Bündeln, die an einem Bambusstab hängen, ein anderer trägt Apfelsinen, die wie Riesentruben aufgezogen sind oder sich auf langen Schnüren um die bloßen braunen Schultern schlingen. Die „mete“, eine aus geriebener Kokosnuss bereitete Sauce, wird in großen, ausgehöhlten Bambusstäben von 18 Zoll Länge und einem Durchmesser von 3 Zoll gebracht; ein Büschel

Wätter dient als Korf. Ein Eingeborener hatte an das eine Ende einer Stange ein großes Bündel Bananen und einen grünen Korf mit Apfelsinen gebündelt, während an dem anderen eine ziemlich große Yamswurzel und ein munteres Ferkel befestigt waren. Wenn um 7½ Uhr das große Gong ertönt, wird er eigentliche Markt, auf dem Fleisch und Fisch feilgeboten werden, schon geschlossen, und nur die Gemüsebuden bleiben den ganzen Tag offen. . . . —

Literarisches

ek. Gertrud Ingeborg Klett: „Aus jungen Tagen“. (München. Albert Langen. 1906.) — Eine besondere künstlerische Physiognomie tritt uns aus diesen Gedichten nicht entgegen. Wer wollte sie auch überall suchen! Individualitäten, die von sich und der Umwelt etwas zu verkünden haben, sind leider kein extra lohnendes buchhändlerisches Objekt und obendrein auch gerade unter den dichtenden Frauen sehr rar. Eine Clara Müller, das will sagen: eine Lyrikerin von so bestimmt ausgeprägten sozialen Denk- und Empfindungsqualitäten, wie sie es gewesen ist, wird der Literatur kaum bald wieder erstehen. Auch Gertrud Klett hat hierzu nicht das Zeug. Kein Ton verrät ihre Bekanntschaft mit dem großen ringenden Menschenleben. Sie hat sich einfach ihre persönlichen Schmerzen und Freuden vom Herzen gesungen. Und diese Erlebnisse, sie mögen noch so wahr und noch so einschneidend gewesen sein, sie sind doch eben nur winzig und — alltäglich. Ein junger Diebeszweig mit nachfolgendem Raubreif. Jugend überwindet das „Weh“; sie überwindet auch die religiösen Zweifel, mit samt allen kleinen Stacheln der Enttäuschung über die Flucht des kindlichen Märchenglaubens. „Kraftvoll zieht ein tiefgefunder Sommer in die kranken Glieder.“ Die Dichterin teilt ihr Buch in folgende Abteilungen: „Schwermut“ — „Aus Traum und Tag“ — „Heimat und Liebe“ — „Spiel“. Es ist wohlthuende Wärme des Gefühls, Fluß und Klarheit der sprachlichen Formen in den meisten Gedichten — trotz aller Verkümmertheit. Natur und Herz klingen poetisch wieder; auch verrät manch Lebensbild lausliche Gestaltung. Recht ansprechend sind die Kinderlieder: „Widel — wadel Gänsschen“, „Mondschäfchen“, „Wachtelmannchen“, „Der Rind“, „Eichhörnchen“, „Der Igel“. Gerade auf diesem Gebiet scheint die Dichterin noch manches Gute geben zu können. So sei denn ihr Buch als Erstlingsgabe als eines begrenzten, aber sympathischen Talents der Beachtung empfohlen. —

Astronomisches.

ie. Der Sonnenkranz und das Tierkreislicht. Das Tierkreislicht gehört zu den feinsten Erscheinungen am Himmelzelt, gleichzeitig auch noch immer zu den rätselhaftesten. Da der zarte Glanz schon durch eine geringe Trübung der Luft unkenntlich gemacht werden kann, so ist anzunehmen, daß in den Gegenden, wo die Atmosphäre die größte Reinheit zu besitzen pflegt, also auf den Meeren und auf hohen Bergen, das Tierkreislicht am besten wahrzunehmen sein wird. Eine Bestätigung dafür haben die Beobachtungen geliefert, die der Astronom Hansky im Verlauf längerer Zeit an der Stern- und Wetterwarte auf dem Gipfel des Mont Blanc gemacht hat. Dieser Gelehrte hält das Tierkreislicht für eine elektrische Erscheinung und setzt es danach in dieselbe Gruppe mit den Nordlichtern und der Sonnenkorona. Nach den neusten Anschauungen gehen von der Sonnenoberfläche in allen Richtungen sehr kleine Massenteilchen aus, die negativ elektrisch geladen sind und einen Durchmesser von weniger als ein Tausendstel Millimeter besitzen. Sie lösen sich namentlich an den Stellen ab, wo die Sonnentätigkeit am stärksten ist und gehen, von dem sogenannten Druck des Lichts getrieben, mit einer Geschwindigkeit in den Weltraum hinaus, die wohl mehrere tausend Kilometer in der Sekunde beträgt. Es wird nun angenommen, daß sie auf ihrem Wege die Phänomene der Sonnenkorona und des Tierkreislichts und bei ihrer Annäherung an die Erde auch die Polarlichter und andere Offenbarungen der irdischen Elektrizität hervorgerufen. Die Sonnenkorona ist ein bläulich-schimmernder Strahlenkranz, der gelegentlich einer vollständigen Sonnenfinsternis als Hof um den Sonnenkörper herum sichtbar wird. Dieser Kranz ist jedoch keineswegs gleichmäßig verteilt, sondern schiebt einige Strahlen besonders weit in den freien Weltraum hinaus; man hat solche Strahlen während mancher Finsternisse beobachtet deren Länge den ganzen Durchmesser der Sonne um das Sechsfache übertraf. Wenn die Auffassung von Hansky richtig ist, so stellen diese Strahlen die Richtung dar, in der jener Auswurf von Sonnenteilchen mit besonderer Stärke erfolgt. Damit stimmt auch die Tatsache überein, daß in der Gegend des Sonnenäquators, wo die Tätigkeit des Sonnenkörpers am stärksten ist, auch die Sonnenkorona ihre größte Entwidlung aufweist. Das Tierkreislicht wäre nun, nach der Meinung von Professor Hansky nur die Verlängerung der Sonnenkorona. Die elektrischen Teilchen, die von der Sonne ausgehen, bewegen sich nicht in gerader Linie, sondern nähern sich unter der Wirkung einer vermutlich magnetischen Kraft mehr und mehr der Ebene des Sonnenäquators, und zwar um so stärker, je geringer die Geschwindigkeit der reisenden Sonnenteilchen ist. Daher kommt es, daß zur Zeit der geringsten Fleckentätigkeit der Sonne, wenn also jene Teilchen mit verhältnismäßig geringer Geschwindigkeit ausgeworfen werden, die Korona eigentlich nur noch am Sonnenäquator entwidelt erscheint, und daß die dort auftretenden Strahlen auch noch eine sehr deutliche Umbiegung nach dem

Äquator hin zeigen. Je weiter sich die elektrischen Massenteilchen von der Sonne entfernen, desto mehr nimmt ihre Geschwindigkeit ab und desto mehr lenken sie in eine zur Ebene des Sonnenäquators parallelen Richtung ein, innerhalb deren sie sich in ziemlich gerader Linie fortspinnen. Auf diese Weise bilden sie das Tierkreislicht, das sich in einer abgeplatteten Linse bis zu 60 Grad um die Sonne herum ausdehnt, indem ihre Ebene mit der des Sonnenäquators zusammenfällt. Das Tierkreislicht, das man am hellen Morgen und Abenden vor dem Beginn der Morgendämmerung bzw. nach Beendigung der Abenddämmerung als einen zarten Lichtfegel über der Stelle wahrnehmen kann, wo die Sonne aufgehen soll oder untergegangen ist, hat auf Grund der neuen elektrischen Sonnentheorie wohl zum erstenmal eine Erklärung erfahren, die wissenschaftlich gut begründet erscheint und einen hohen Grad von Vertrauen einflößt. —

Technisches.

t. Elektrisches Metallpapier. Ein neues elektrisches Verfahren dient dazu, ein Papier mit einer metallischen Fläche zu überziehen. Zu diesem Zweck wird das Papier in ein Porzellangefäß gebracht, in dessen Inhalt zwei Metallplatten eintauchen. Eine der Platten besteht aus dem Metall, mit dem das Papier überzogen werden soll. Ein ziemlich schwacher elektrischer Strom wird in dies Bad hineingeleitet. Auf der zweiten Platte schlägt sich eine dünne Lage des Metalls nieder, wie es bei den galvanoplastischen Vorgängen gewöhnlich geschieht. Wenn der Niederschlag etwa die Dicke von 1/10 Millimeter erreicht hat, wird die Platte gegen ein Blatt Papier gelegt, das zuvor mit einer besonderen Art von Leim überzogen ist. Nach dem Trocknen heftet sich die metallische Lage so fest an das Papier an, daß sie auch darauf bleibt, nachdem das Papier von der Metallplatte getrennt worden ist. Eine Erweiterung des Verfahrens besteht darin, die Grundplatte mit Mustern oder Buchstaben zu versehen, die sich dann auf dem metallischen Niederschlag abbilden. Die in dem Gefäß befindliche Lösung muß je nach der Art des verwendeten Metalls eine verschiedene Zusammensetzung besitzen. Für Silberpapier stellt man sie zusammen aus 210 Teilen Silbercyanid, 13 Teilen Chankali und 980 Teilen Wasser. Für die Herstellung von Goldpapier dient eine Lösung von 4 Teilen Goldcyanid, 9 Teilen Chankali und 900 Teilen Wasser. Für Kupfer ist die entsprechende Zusammenstellung 18 Teile Kupferbitriol, 6 Teile Schwefelsäure und 40 Teile Wasser.

Humoristisches.

— Wahres Geschichtchen. Es war einmal ein Intendant an einem kleinen norddeutschen Hoftheater. Bevor er von seinem „Herrn“ beurteilt wurde, der Kunst zu dienen, trug er den Rock des Kaisers. Eines Tages rief er seinen Schauspielregisseur. „Ach — bereiten Sie vor — ah — wie heißt doch gleich — na — wissen schon: das Judenstück von Shakespeare.“ Sprach — und ging von dannen.

Einige Zeit später fand die erste Probe vom „Kaufmann von Venedig“ statt. Der Hoftheaterintendant saß in seiner Loge. Da ließ er plötzlich den Regisseur zu sich kommen. „Ach — mein Lieber — diesen Schloß meinte ich nicht, ah — meinte das andere Judenstück von Shakespeare — ah — wie heißt doch — na ja: „Nathan der Weise!“ —

Die Probe vom „Kaufmann von Venedig“ wurde abgebrochen, das Stück vom Spielplan abgesetzt und die Rollen von Lessings „Nathan“ wurden vergeben. —

(„Jugend“.)

Notizen.

— Im Verlag russischer Autoren (Berlin W. 15. J. Radtschnikow) ist Gorkis Drama „Sommergäste“ soeben erschienen. Die Uebersetzung stammt von August Scholz. —

— Maurice Donneys fünfsaktige Komödie „Liebesleute“ ist in deutscher Uebersetzung im Verlag „Harmonie“, Berlin, herausgekommen. Preis 3 M. —

— Hermann Nissen bleibt im Verband des Burgtheaters. —

— „Hans, der Flötenspieler“, eine dreiaktige komische Oper von Ganne, wird demnächst in Monte Carlo zum erstenmal in Szene gehen. —

c. Wie hoch die Asche des Vesubs steigt. Nach der Aussage des italienischen Ingenieurs De Luise ist die Asche des Vesubs durch die Kraft der Eruption am 14. April 4300 Meter über den Meeresspiegel, d. h. also 3064 Meter über den Krater emporgestiegen. Aus einer Schilderung des Vesubausbruches von 1460 geht hervor, daß die Asche damals 2431 Meter hoch stieg. Die Rauchsäule, die der Vulkan am Anfang unaufhörlich emportrieb, hatte einen Durchmesser von 760 Meter, woraus geschlossen werden kann, daß die Öffnung des Kraters denselben Durchmesser hat. Die Feuerfäulen stiegen mit einer Geschwindigkeit von 6 Metern in der Sekunde in die Höhe, durchmachten also in den ersten Minuten einen Raum von 400 Metern. Die ersten geodätischen Messungen ergeben, daß jetzt der höchste Punkt des Kegels 1235 Meter über dem Meeresspiegel steht, während die Messungen vom Jahre 1898 eine Höhe von 1316 Metern feststellten. Danach würde sich also das Niveau des Vulkans durch die Eruption nur um 81 Meter erniedrigt haben. —